

Matthias Leanza, Institut für Soziologie, MLU Halle-Wittenberg, Adam-Kuckhoff-Straße 41, 06108 Halle (Saale)
Email: matthias.leanza@soziologie.uni-halle.de

Prof. Dr. Axel T. Paul, FB 1 – Soziologie, Universität Siegen, 57068 Siegen
E-Mail: paul@soziologie.uni-siegen.de

Prof. Dr. Thomas Schwinn, Universität Heidelberg, Institut für Soziologie, Bergheimer Str. 58, 69115 Heidelberg
E-Mail: thomas.schwinn@soziologie.uni-heidelberg.de

PD Dr. Dierk Spreen, Universität Paderborn, Institut für Medienwissenschaften, Fach Soziologie, Warburger Str. 100, 33098 Paderborn
E-Mail: dierk.spreen@uni-paderborn.de

Herrn Prof. Dr. Justin Stagl, Weißgerberlande 50 / 6, 1030 Wien, Österreich
E-Mail: Justin.Stagl@sbg.ac.at

Frau Univ. Prof. Dr. Verena Winiwarter, Institut für soziale Ökologie, Alpen-Adria Universität, Schottenfeldergasse 29, 1070 Wien, Österreich
E-Mail: verena.winiwarter@uni-klu.ac.at

SOCIOLOGIA INTERNATIONALIS

**Internationale Zeitschrift für Soziologie
Kommunikations- und Kulturforschung**

Herausgegeben von

**Clemens Albrecht, Andreas Göbel, Justin Stagl,
Johannes Weiß, Michel Maffesoli**

Inhalt des Heftes

Axel T. Paul: Modern Barbarism and the Prospects of Civilization

**Daniel Grummt und Peter Hausdorf: Zur Soziologie des Pokerspiels.
Pokern im Blick der soziologischen Theorie der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘**

**Tanja Bogusz: Erfahrung, Praxis, Erkenntnis. Wissenssoziologische
Anschlüsse zwischen Pragmatismus und Praxistheorie – ein Essay**

**Nils Ellebrecht: Triage. Charakteristika und Gegenwart
eines ordnungsstiftenden Verfahrens**

**Matthias Leanza: Kants Schlafgewohnheiten –
Krankheitsprävention als Selbsttechnologie**



47. Band 2009 Heft 2

DUNCKER & HUMBLLOT · BERLIN

identisch mit der Analyse sozialer Ungleichheit und der Sozialstruktur und der zweite mit der institutionellen Differenzierung. Dies soll allerdings nicht im Sinne vertikaler Klassen und horizontaler Institutionendifferenzierung missverstanden werden. Bourdieu interessiert die Interaktion zwischen diesen beiden zentralen Strukturachsen, wie sich Klassendifferenzierungen in die Felder einschreiben und wie sich Dominanzen zwischen den Feldern ausbilden. Rollentheoretisch unterscheiden sich Felder und sozialer Raum nach Leistungs- und Publikumsrollen. Die Felder sind verantwortlich für die Produktion und die Klassen konstituieren sich über Konsumption.

Im dritten Kapitel wird der Feldbegriff genauer gefasst. Feldgrenzen werden über eine spezifische Weltsicht, Regeln, spezifische Kapitelformen und die affektuelle Verankerung, den unbedingten Glauben an den Sinn der feldspezifischen Spielregeln errichtet. Der Fokus eines Feldes ist nicht die Zuständigkeit für eine Funktion, sondern die Alleinzuständigkeit für eine singuläre Weltsicht, wie sie in Webers Polytheismus der Wertsphären formuliert ist. Anders als bei diesem sind bei Bourdieu die einzelnen Felder in ein Metafeld der Macht eingelassen, in dem sich die Spannungsverhältnisse zwischen ihnen ausbilden (viertes Kapitel). Staat, Recht und Bildungssystem bilden den Rahmen für die Ausdifferenzierung der Felder. Die staatlichen Institutionen prägen und normieren den Wert der Kapitalarten. So legen Bildungstitel den Wert kulturellen Kapitals und die Konvertierungsbedingungen in andere Kapitalsorten fest. Die staatszentrierte Fassung der Moderne bei Bourdieu stellt Bongaerts der zentrumslosen Gesellschaft bei Luhmann entgegen. Die Felder stehen nicht unmittelbar zueinander, sondern vermittelt über das Feld der Macht, in dem die Asymmetrie der Felder, ihr unterschiedlicher Grad der Autonomie sich ausbildet. In diesem Machtfeld wird um die Herrschaft über das Symbolische gerungen. Bourdieus zentraler Begriff der „*symbolischen Gewalt*“ beschreibt die Produktion und Reproduktion von sozialen Ordnungen, die aufgrund von sozial verteilten und durchgesetzten symbolischen *Weltsichten* erfolgt, welche die gegebenen Verhältnisse als selbstverständlich gerechtfertigt (legitimiert), wahr und natürlich erscheinen lassen“ (31). Soziologischer Aufklärung geht es darum, dieses Natürliche als kontingent aufzudecken.

Im fünften und sechsten Kapitel wird Bourdieus Theorie in den Kontext der Differenzierungstheorie gestellt. Dazu werden fünf zentrale Problembereiche identifiziert: das gesellschaftliche „Ganze“, vormoderne vs. moderne Gesellschaft, Differenzierung und Integration, Individuum/Individualität und sozialer Wandel als gesellschaftliche Evolution. Im Vergleich werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede, Stärken und Schwächen von Bourdieus Theorie identifiziert. Das Urteil fällt uneinheitlich aus, zeigt aber doch Defizite und Leerstellen in Bourdieus Werk auf. Etwa das bei ihm fehlende Konzept symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien; der für die Integrationsproblematik überstrapazierte Habitusbegriff, der Individualität und mehrfache Inklusionen schwerlich fassen kann; und schließlich hat die auf Staatsmacht fokussierte Feldtheorie Schwierigkeiten, Globalisierungsprozesse adäquat zu analysieren.

Den zentralen Unterschied zu den gängigen Differenzierungstheorien sieht Bongaerts in der „Verdrängung des Ökonomischen“. Während vormodern der Gabentausch alle sozialen Beziehungen durchwirkt (Mauss), konnten sich erst mit der Ausdifferenzierung des eigenständigen Feldes der modernen Ökonomie die anderen Felder auf die ihr eigene Logik und Weltsicht stützen. Unter Verwendung psychoanalytischer Denkfiguren stellt der Autor (339) fest, dass Verdrängtes untergründig, aber wirksam bleibt. Für diese Doppelbödigkeit sozialer Praktiken

interessiert sich Bourdieu. Es geht nie nur um die Eigenlogik und eigenrechtlichen Rationalisierungsprozesse der Sphären, sondern diese werden gebrochen durch eine latente Ökonomie: in der Religion steht nicht nur Brüderlichkeitsethik im Mittelpunkt, sondern die Konkurrenz um das Heilsmonopol und die Positionen im religiösen Feld; in der Wissenschaft geht es nicht nur um die Produktion wissenschaftlicher Wahrheiten, sondern um die Konkurrenz um das symbolische Kapital der Anerkennung und institutioneller Macht. Bourdieu stellt eine nicht vollendete Reinigung der Felder von den Einflüssen der Ökonomie fest. Die heteronome Bestimmung der Felder ist für die Kulturproduktion kontraproduktiv.

Bourdieu ist ein Autor, der zwischen Marx und Weber bzw. Luhmann steht und stehen geblieben ist. Die Felder bewegen sich zwischen ökonomischer Determination und einer von Bourdieu für möglich gehaltenen eigengesetzlichen Entwicklung. Leider erfährt man wenig darüber, warum sich die Ökonomie im Modernisierungsprozess auf solch durchgehende Weise Geltung verschaffen konnte und noch weniger darüber, unter welchen Bedingungen eine weitergehende Differenzierung der Felder in Richtung Überwindung oder Zurückdrängung des Ökonomischen möglich ist. Letzteres verlangt wohl eine andere Theoriekonzeption als die Bourdieus'sche, weil damit seine zentrale Pointe verloren geht.

Bongaerts ist nicht unkritisch gegenüber Bourdieu, aber ihm fehlt eine ausreichende kritische Distanz, um über Bourdieu hinaus die begrifflichen Differenzierungen und Präzisierungen zu bieten, mit denen sich diese Theorieprobleme angehen lassen. Nur einige: Der Begriff des Ökonomischen ist schwammig und überstrapaziert. Was als verdrängte „Ökonomie“ der Praxen geboten wird, ist genauso gut als politische Strategie zu lesen, etwa Kampf um Monopole. Sowohl die Ökonomie als auch die politische Macht sind Metafelder oder -prinzipien, das Verhältnis beider ist aber nicht geklärt: synchron im Verhältnis der Felder zueinander und diachron für den historischen Prozess der Ausdifferenzierung. Die historische Genese wird sehr stark auf die Ökonomie und die Politik (auf den Staat) bezogen. Aufgrund unklarer Begrifflichkeiten sind Übergangsprozesse von vormodernen zu modernen Sozialverhältnissen aber nicht genau zu fassen. Weiterhin ist Symbolisches und Ökonomisches sowie subjektivistisch und objektivistisch nicht richtig gefasst. Wird einmal Symbolisches und Ökonomisches, etwa in der Feldtheorie, kontrastiert, ist dann wieder von symbolischer Ökonomie und „ökonomischer Ökonomie“ (?) die Rede. Im Übrigen ist symbolisch nicht mit subjektivistisch und ökonomisch mit objektivistisch identisch, wie an mehreren Stellen des Buches zu lesen ist. Beide liegen quer zueinander.

Trotz dieser Mängel ist Bongaerts Buch lesenswert. Es bietet einen wichtigen Beitrag zu einer differenzierungstheoretischen Lektüre Bourdieus – in beide Richtungen: Aufdecken der Lücken, Defizite in Bourdieus Werk und Blind- und Schwachstellen der Differenzierungstheorien mit Bourdieu identifizieren.

Thomas Schwinn

Marcel Baumann: Zwischenwelten: Weder Krieg noch Frieden. Über den konstruktiven Umgang mit Gewaltphänomenen im Prozess der Konflikttransformation. Wiesbaden 2008: VS Verlag, 224 Seiten.

In der klassischen politischen Theorie schließen Kriegs- und Friedenszustand einander aus. Dazwischen gibt es nichts Drittes, der eine Zustand beendet den anderen. Ähnlich verhält es sich in der Theorie mit dem Bürgerkrieg. Er wird durch

die Einsetzung eines übermächtigen Leviathans abgeschlossen, der die Parteien dem Gewaltmonopol unterwirft und den inneren Frieden garantiert. Diese Sichtweise erweist sich zeitgemäßen Erfahrungen aber nicht mehr angemessen. Insbesondere der Frieden am Ende eines Bürgerkriegs ist häufig nicht einfach das Ergebnis eines Entschlusses bzw. Vertrages, sondern ein dorniger Weg, der von den beteiligten Parteien und den involvierten Gemeinschaften zurückgelegt werden muss. Daher spricht man in diesem Zusammenhang von *Friedensprozessen*.

Mit genau diesen Prozessen und den Mechanismen, die sie unterstützen, beschäftigt sich die Studie des Freiburger Politologen Marcel Baumann mit dem Titel „Zwischenwelten: Weder Krieg noch Frieden“. Baumann geht von der Beobachtung aus, dass Friedensprozesse „nicht das Ende der Gewalt sind.“ Vielmehr sind sie konflikt- und krisenanfällig, geprägt von Rückschlägen und vielfach durch hohe Kriminalitätsraten und anomische Phänomene gekennzeichnet. Die bewaffnete Auseinandersetzung wurde zwar beendet, „der Frieden aber noch nicht erreicht“. Baumann geht es nun darum, diese Zwischen- oder Halbwelt der Post-Konflikt-Gesellschaften begrifflich aufzuschlüsseln und im Sinne einer nachhaltigen bzw. „enttäuschungsfesten“ Friedenskonzeption bestimmte „best practices“ herauszuarbeiten. Dabei kann er zeigen, wie sehr Friedensprozesse von sozialen, subpolitischen und kulturellen Faktoren abhängig sind, die nicht einfach von der Entscheidungsebene der politischen Führung aus oder von staatlichen Institutionen kontrolliert werden können. Der Autor wendet sich daher gegen Ansätze, die den Frieden einseitig durch die Wiedererrichtung staatlicher Strukturen herstellen wollen: Statt „stateness first“ und „temporary dictatorship“ (Roland Paris) also „society first“. Methodisch wendet sich die Arbeit daher soziologischen Theorieangeboten zu und versucht diese im Sinne einer interdisziplinären Übertragung für die politikwissenschaftliche Fragestellung nutzbar zu machen. Umgekehrt hat dies zur Folge, dass die Studie für soziologische Forschungen interessant wird, die sich mit Krieg und Gewalt in der Moderne befassen. Empirisch stützt sich Baumann auf drei Fälle: Südafrika, Nordirland und Mazedonien. Durch die vergleichende Perspektive gelingt es ihm, tragende Elemente einer nachhaltigen Friedensstruktur bzw. der Friedenskonsolidierung herauszuarbeiten.

In den untersuchten sozialen Ordnungen kann von einem staatlichen Gewalt- und Rechtsmonopol nur sehr begrenzt gesprochen werden. Die Kriminalität ist sehr hoch und wird durch die „vigilantistische Gewalt“ der bewaffneten Gruppen gegen Kriminelle und auffällige Jugendliche geahndet. Allerdings verstärkt diese Gewalt lediglich den Gewaltzirkel. Ebenso wenig wie der in den Konflikt involvierten Polizeitruppe gelingt es den bewaffneten Gruppen, Kriminalität einzudämmen und das Sicherheitsbedürfnis der Gemeinschaften zu befriedigen. Die in der Vergangenheit feindlich aufeinander bezogenen Wir-Gruppen verharren zudem in einem Zustand der ethnopolitischen Schließung bzw. der „freiwilligen Apartheid“, so dass kleinere Konflikte und Provokationen ständig zu eskalieren drohen. Der Friedensprozess ist somit äußerst krisenanfällig.

Allerdings sind in den untersuchten Gesellschaften auf allen gesellschaftlichen Ebenen Prozesse in Gang gesetzt worden, die der permanenten Gewalt entgegenarbeiten und auf eine konstruktive Bewältigung der Gewaltverhältnisse abzielen. Baumann zeigt, dass dabei vor allem zwei Aspekte von zentraler Bedeutung sind: Zum einen muss das Bedürfnis nach „Sicherheit“ befriedigt werden. Hierbei geht es erstens um kurzfristige Interventionen gegen Gewalteskalationen. Ein Beispiel dafür sind Handy-Netzwerke, die den Kontakt zu Ansprechpartnern „auf der an-

deren Seite“ erlauben. Dadurch kann Gerüchten, Bedrohungsängsten oder durch Jugendgewalt verursachten Spannungen entgegengewirkt werden. Zweitens müssen Maßnahmen gegen die grassierende Kriminalität getroffen werden, wobei ein neues Vertrauen in Polizei und Justiz erst geschaffen werden muss. Die Polizeitruppe und das Rechtssystem müssen grundlegend reformiert und neu in die sozialen Strukturen eingebunden werden. Zurückgegriffen wird dabei auf den Restorative-Justice-Ansatz, der darauf abzielt, die Strukturen des Vigilantismus zu durchbrechen, die militärisch strukturierte Polizeitruppe in einen zivilen Polizeidienst umzuwandeln („service“ statt „force“) und durch möglichst breite Partizipation Gerechtigkeit herzustellen. „Gerechtigkeit“ ist demnach „dann vorhanden, wenn sie die Bedürfnisse der ‚Opfer‘, der ‚Betroffenen‘ und der ‚Täter‘ gleichermaßen erfüllt. Die Restorative-Justice-Intervention setzt deshalb auf der Ebene der Gemeinschaft an, in der das Gewalthandeln stattfindet. Die kommunale Ausrichtung der Restorative-Justice-Maßnahmen ist der entscheidende Punkt.“

Zum anderen muss der Friedensprozess die Strukturen der ethnopolitischen Schließung und der Abgrenzung überwinden. Freiwillige Apartheid führt zu problematischen Schnittstellen zwischen den Gemeinschaften, an denen der Konflikt immer wieder aufzuflammen droht („Interface-Gewalt“). Zudem zeichnet sie sich durch diametral entgegengesetzte kulturelle Gedächtnisse und Gemeinschaftsidentitäten aus. Die Gemeinschaften empfinden nicht nur die Kultur und Existenz des jeweils Anderen als eine Beeinträchtigung ihrer „Sicherheit“, sondern ihre historische Mythenbildung ist so strukturiert, dass es Scharfmacher leicht haben, die Gemeinschaft hinter sich zu versammeln und gemeinschaftsübergreifende Friedens- und Kommunikationsstrukturen zu torpedieren. Die freiwillige Apartheid verhindert zwar auf den ersten Blick den Konflikt; allerdings ist dies letztlich eine Illusion, da die sozialen Gruppen anders als geschiedene Ehepartner nicht einfach ihrer Wege gehen können, sondern sozial und räumlich miteinander auskommen müssen. Nach Baumann ist es daher wichtig, dass der „negative Frieden“ der freiwilligen Apartheid in einen „positiven Frieden“ transformiert wird, der die ethnopolitische Schließung aufbricht und zu gegenseitigen Anerkennungsprozessen führt. Die Strukturen der gegenseitigen Abschließung durchdringen dabei alle gesellschaftlichen Bereiche – Arbeit, Wohnen, Schule, Freundschaft, Geschlechterbeziehungen, symbolische Ordnung – und stellen somit eine totale soziale Tatsache dar. Es ist erstaunlich, dass Baumann hier nicht auf Marcel Mauss verweist, aber in der Sache hat er dennoch unbedingt Recht. Ohne Transformationsprozesse, die auf gesellschaftlichen (statt nur politischen) Ebenen ansetzen, ist die freiwillige Apartheid nicht zu überwinden und nur ein äußerlicher und prekärer Frieden zu erreichen.

Als erfolgreiche Gegenstrategien stellt der Autor insbesondere zwei Maßnahmen heraus. Erstens verweist er auf langfristig angelegte Interventionen („Provention“ nach John Burton). Es geht darum, im Denken und Handeln der Gemeinschaften Habitusformen zu verankern, die der freiwilligen Apartheid entgegen laufen. Wenn die Gegner es normal finden, mit dem Anderen über Parade-märsche (Nordirland) oder Beerdigungen (Südafrika) zu verhandeln, ist schon viel gewonnen. Insgesamt kommt es darauf an, gemeinsame Kommunikationsräume zu schaffen, in denen auf allen gesellschaftlichen und politischen Ebenen miteinander gesprochen wird („Friedens-Diskursivierung“). Diese Kommunikationsräume beruhen einerseits auf den Prinzipien der Diskretion und des Vertrauens, denn es handelt sich um eine institutionalisierte Kommunikation „mit dem Feind“, die durch massenmediale und politische Skandalisierung empfindlich

gestört werden kann. Andererseits sind diese Kommunikationsräume inklusiv, d. h. sie schließen niemanden aus, der das Vertrauensverhältnis akzeptiert. Je mehr gesellschaftliche Akteure sich an solchen Kommunikationsräumen beteiligen, desto besser, denn dadurch erhöht sich die gemeinsame „Ownership“ der Konfliktparteien am Friedensprozess. Wenn die Communities den Frieden als ihre gemeinsame Sache betrachten, beginnt ein grundlegender gesellschaftlicher Veränderungsprozess, denn die Kommunikation wird von Kriegs- auf Friedenscodes umgestellt.

Zweitens müssen die einander ausschließenden Geschichtskonstruktionen durchgearbeitet werden, wenn freiwillige Apartheid durchbrochen werden soll. Baumann spricht hier von Restorative Justice als „gesellschaftlichem Großprojekt“. Beispiele wären die Wahrheitskommissionen in Südafrika oder die zögerlichen Versuche in Nordirland, auch bei Mitgliedern der jeweils anderen Gemeinschaft einen Opferstatus anzuerkennen. Dieser Prozess ist äußerst schwierig zu gestalten, denn er kann nicht von Außen aufgezwungen werden. Er zielt darauf, die Wahrnehmung von „Gerechtigkeit“ aus den partikularen Strukturen der ethnopolitischen Schließung zu befreien und Gerechtigkeit als ein gemeinsames (letztlich allgemeines) Konzept zu etablieren, das auf „Anerkennung“ (Axel Honneth) beruht.

Insgesamt ist die Darstellung Baumanns überzeugend und empirisch gesättigt. Es wird ein detailliertes und begrifflich strukturiertes Bild des Friedensprozesses in Nachkriegs-Gesellschaften gezeichnet, das begründete Maßstäbe zur politischen Bewertung einzelner Maßnahmen sowie des Prozessverlaufs insgesamt bereit stellt. Soziologisch gesehen befinden sich die von Baumann untersuchten Nachkriegsgesellschaften in einem *paradoxen Frieden*, da der Frieden alle Kennzeichen eines Ausnahmezustandes aufweist. In Anlehnung an Trutz von Trotha kann man diesen „Frieden“ als eine „Ordnungsform der Gewalt“ begreifen. Diese Ordnung beruht auf gewalttätiger Selbsthilfe, unterscheidet sich von anderen Ordnungsformen „neuer Kriege“ aber dadurch, dass sie sich in einem *selbstgesteuerten* sozialen und politischen Veränderungsprozess befindet, der sich von den Ordnungsstrukturen der Gewalt wegbewegt und auf eine zivilgesellschaftliche Ordnung und die Implementation rechtsstaatlicher Strukturen zielt. Das Buch sollte somit auch als Beitrag zur Soziologie der Gewalt gelesen werden, weil es Friedensprozesse als eine *transformative Ordnungsform der Gewalt* beschreibt. Es zeichnet die Transformation als einen selbstgesteuerten und konfliktreichen Prozess, der nicht von oben diktiert werden kann, sondern der parallel auf allen gesellschaftlichen Ebenen abläuft.

Die Studie widerspricht somit allen einfachen Erklärungsmustern, die von einer „Logik der Gewalt“ ausgehen. Baumann beruft sich zu Recht auf Heinrich Popitz, der darauf hingewiesen hat, dass Menschen immer Gewalt ausüben können, es aber nie müssen. Die Anlasslosigkeit der Gewalt beinhaltet auch die stets gegebene Möglichkeit, ihr zu entkommen und sie nicht als Schicksal (bzw. als „Logik“) zu begreifen.

Kritisch ist zu bemerken, dass die zum Teil problematische Rolle exogener Friedensakteure (internationale NGOs, Amnesty International, Regierungen) zu wenig systematisch untersucht wird. Verstreut macht der Autor Bemerkungen, die auf eine kritische Sichtweise schließen lassen. Da er die Bedeutung endogener sozialer Akteure hervorhebt, verwundert eine solche skeptische Sicht wenig. Etwas ausgeführt wird leider nur die Analyse der „Friedensindustrie“, deren „habituelle Disposition“ darin besteht, „zur Reproduktion der objektiven Bedingungen, de-

ren Produkt sie ist, beizutragen.“ Analog zur viel diskutierten Privatisierung des Krieges ließe sich hier von einer Privatisierung des Friedens sprechen. Private Friedensunternehmer haben (ähnlich wie private Kriegsunternehmer) ein starkes Interesse an der Verstärkung der sozialen Umstände, von denen sie leben. Hier hätte Baumann an die Analysen von Mark Duffield anschließen können, der den Zusammenhang zwischen Global Governance, Entwicklungshilfe, internationaler NGO-Bewegung und „neuen Kriegen“ untersucht. Im Kontext der Nachkriegsgesellschaften wäre dabei die These zu testen, ob die Internationalisierung des Friedens zugleich zu einer Verewigung des Friedensprozesses tendiert. Frieden wäre dann gar nicht mehr das Ziel, sondern die Konstitution einer spezifischen Ordnungsform der Gewalt, die immer wieder aufs Neue die Intervention von globalen Sicherheits- und Friedensakteuren erfordert. Natürlich mindert diese Kritik den Wert der Studie Baumanns nicht – sie verweist lediglich darauf, dass noch viele Fragen offen sind.

Dierk Spreen

Aloys Winterling (Hg.): Historische Anthropologie (Basistexte 1, ed. Winterling), Stuttgart: Franz Steiner, 2006, 301 S.

Michael Mitterauer merkte 2004 in seiner Rezension des von Wolfgang Reinhard als „historische Kulturanthropologie“ bezeichneten Bandes „Lebensformen Europas“ an, daß die historische Anthropologie in Europa eine junge Disziplin sei, die noch keinen klaren Standpunkt gefunden habe. Seitdem sind mehrere Jahre vergangen und Aloys Winterling hat versucht, in einer von ihm neu gegründeten Reihe „Basistexte“ einen solchen Standpunkt durch die Auswahl von Texten für das Studium und einen programmatischen Essay zur Einführung zu formulieren. Auch in diesem Werk geht es aber um Vielfalt. Der Band möchte die unterschiedlichen begrifflichen und theoretischen Prämissen der vorhandenen Konzeptionen von Historischer Anthropologie vorstellen, wie der Herausgeber im Vorwort schreibt. Winterling, Professor an der Universität Freiburg und dort im inzwischen eingestellten Studiengang „Historische Anthropologie“ lehrend, sieht das Interesse an Historischer Anthropologie als Ausdruck aktueller gesellschaftlicher Reflexionsbedürfnisse und meint, daß durch die Differenzierung bei der Untersuchung der Vergangenheit Orientierung für die Gegenwart möglich werde [9].

Der Band ist als Studienbuch einerseits hinsichtlich der getroffenen Auswahl der Texte zu beurteilen, andererseits hinsichtlich des einleitenden Essays, der ja für Studierende wesentlich zur Orientierung beitragen sollte.

Zunächst soll die Auswahl der Texte vorgestellt werden. Winterling hat sie in sechs Kapitel aufgeteilt. Im ersten, das „Grundfragen der Anthropologie“ zum Gegenstand hat, kommen mit Jürgen Habermas' „Philosophischer Anthropologie“ von 1958 und Clifford Geertz' „Kulturbegriff und Menschenbild“ von 1966 zwei Klassiker zu Wort. Geertz' Aufsatz ist ein Wiederabdruck einer deutschen Übersetzung, die 1992 im von Rebekka Habermas und Nils Minkmar herausgegebenen Sammelband „Das Schwein des Häuptlings“ publiziert wurde. Unter dem Titel „Biologische Perspektiven“ firmiert im 2. Kapitel nur ein 2001 erschienener Aufsatz des biologischen Anthropologen Bernd Herrmann. Das dritte Kapitel, das sich mit der Frage von Konstanten und Variablen in der Geschichte beschäftigt, ist demgegenüber deutlich umfangreicher und enthält neben Thomas Nipperdeys wenig rezipierten Bemerkungen zum Problem einer historischen Anthropologie von 1967 Aufsätze von Alfred Heuß (1973) und Jochen Martin (1994) sowie einen